



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus einer kleinen Ecke

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Ruhm geleistet. Aber die ununterbrochne Reklame ist doch erst heute möglich und gewöhnlich geworden. Wenn ich bedenke, wie Mörike seine einzigen Lieder für sich und seine wenigen Freunde sang, wie Otto Ludwig nicht müde wurde, fertige Stücke immer und immer wieder umzuschmelzen, wie Hebbel ein Drama wie „Ogys und sein Ring“ resignirt in den Kasten legte, wie noch Gottfried Keller fünfzehn Jahre lang den Stadtschreiber in Zürich machte, ohne um seinen dichterischen Ruhm allzu sehr besorgt zu sein — nein, es waren doch bessere Zeiten und andre Menschen. Als Sudermanns „Schmetterlingsflucht“ durchfiel, da wagte einer seiner Anhänger von dem „großen Moment, der ein kleines Geschlecht finde,“ zu reden! Ich verdenke es dem Dichter gewiß nicht, wenn er nicht länger in das sagenhafte Poetenstüblein gebannt sein will und auf den Markt hinausstrebt, wo der Kampf der Meinungen und Ideen ausgefochten wird. Es ist möglich, daß eine große Kunst nur im bewegten Leben gedeiht. Aber braucht der bedeutende Dichter Trabanten und Sykophanten, ist ihm der Hervorruf auf der Bühne und das stete Paradien unter dem Strich der Zeitungen Lebensbedürfnis? Ich habe kein Vertrauen zu einer Kunst, die ein Bündnis mit dem Geschäft schließt, und schwöre nach wie vor zu dem Spruche: „Reif sein ist alles!“

Man wird wohl gemerkt haben, daß das einer geschrieben hat, der noch keinen Erfolg gehabt hat. Ja ja. Unerreichbare Trauben sind sauer, und der Franzose hat schon Recht, wenn er sagt: Rien ne réussit que le succès.



## Aus einer kleinen Ecke



in der That, wenn unsereins durch seine einzige Brille, das heißt durch die Zeitung, in die große Welt hinausblickt, so überläuft ihn ein Schauer nach dem andern. Kann es eigentlich noch schlechter werden in unserm unglücklichen Vaterland insbesondere und in der ganzen Welt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts im allgemeinen? Zunächst einmal das Vaterland. Daß wir „Epigonen“ sind, was in gewöhnlichem Deutsch sagen will: daß die Zeit der großen Thaten zur Geschichte unsrer Väter gehört und wir im großen und ganzen nur für die Festigkeit des Geldschranks zu sorgen haben, in denen die Erwerbungen unsrer Väter aufbewahrt werden, daß gewaltige Gestalten zur Zeit nicht auf dem Vordergrunde der Bühne umherwandeln — das ist doch wahr. Und daß sich ringsum Kräfte regen, die absichtlich oder unab-

sichtlich dem Reiche Schaden bringen, daß sie sogar vielfach zunehmen, wer leugnet das? Die Sozialdemokraten haben ja schon 46 Abgeordnete im Reichstag — es fehlen ihnen also nur noch 153 zur „absoluten Majorität“! Und ist die erst da — dann wird eben allen alles genommen, damit allen alles gegeben werden kann. Dann ist kein Mensch keines Dinges mehr sicher — der allgemeinen Sicherheit wegen. Und die vom Zentrum — die habens doch nie gut mit uns gemeint; und wenn jeder von ihnen seinen Schlafrock hat wie der allergetreueste Regierungsfreund, so ist das nur Arglist, damit sie uns über ihre Absichten irreführen können; unter den Schafspelzen stecken doch die Wölfe! Was sich nun aber gar „f. Bgg.“ „f. Bp.“ und „fd. Bp.“ schreibt, wenn die soviel Macht hätten wie Redefluß, dann könnte wohl alle Welt vor lauter Freiheit betteln gehen! Und wenn man deren Äußerungen liest, so erfährt man, daß das gräßliche Ungetüm, das sich in seinem Stolz „Bund der Landwirte“ nennt, drauf und dran ist, allen andern Staatsbürgern nicht nur alle Nahrung zu nehmen, sondern ihnen auch die Daseinsberechtigung abzuspochen oder sie mindestens zu seinen Knechten zu erniedrigen, wie einst im Mittelalter die wenigstens doch noch von Angesicht schönen Damen alle die eisenrasselnden Ritter. Die „Kapitalisten“ aber, die nichts thun als dem lieben Vaterland und besonders den unglücklichen Arbeitern alles Mark aus-saugen und es täglich in luxuriösen Gastmählern verschwelgen — und ihnen gegenüber die abenteuerlichen Antisemiten, die, sowie sie nur den Mund auf-thun, lügen und schimpfen — wie froh kann der sein, der zwischen diesen beiden nicht den bessern auszuwählen hat! Was bleibt aber dann noch von Politikern? Liebedienerische Ämter- und Geldjäger, denen der Paletot ihrer Überzeugung durch jeden wechselnden Windstoß „von oben“ umgedreht wird, rohe Bergewaltiger des edeln Bolentums einerseits und unduldsame, brand-stifterische Polen, Dänen und Franzosen andererseits, zwischen denen der arme Deutsche seinem Leibe keinen Rat weiß, Beamte, deren Gesichtskreis nur vom Aktenschrank in der einen Ecke ihres Zimmers bis zum Pfeisenständer in der andern reicht, und die deshalb vom Volk jederzeit das allerunmöglichste ver-langen, bis es vor Qual aufschreit, wofür es dann in Ungebührstrafe ge-nommen wird, Stimmvieh, das selbst zu dumm ist, einzusehen, daß es un-glücklich ist, und endlich Leute von einiger moralischer Achtbarkeit, die aber leider durch das fortwährende Hinstarren auf eine große Vergangenheit das gesunde Augenlicht verloren haben und nun vor lauter Sonne die Flecken nicht sehen können, daher in trügerischer Zufriedenheit hindämmern, ohne zu merken, daß der alles zerschmetternde Krach vor der Thüre steht! Ja, so schildert man meine lieben guten deutschen Landsleute, deren Tugenden von dem Pessimisten Tacitus bis auf die heutigen türkischen, chinesischen und japanischen Staatsmänner so viele Stimmen gerühmt haben! Wehe, wehe, wehe! Wo ist Deutschlands moralische Kraft, seine Bravheit, seine Vater-

landsiebe geblieben? Was wird nach zwanzig Jahren aus diesem Sumpfe noch hervorsehen? Vor allem aber wehe mir Unglücklichem, den ein entsetzliches Schicksal gerade in diese Zeit hineinversetzt hat, in der man nur dann nichts schlimmes sieht, wenn man die Augen zumacht! Nein, viel besser, nie geboren oder schon lange gestorben zu sein! Wehe! wehe! wehe!

Aber wenn das nur das Schlimmste wäre! Gegen alle jene Übel gäbe es ja ein sehr einfaches Mittel: man brauchte nur kein Deutscher zu sein, dann wäre man alle Sorgen um Deutschlands Gegenwart und Zukunft sofort los! Aber damit ist leider gar nichts gethan; das Schlimmste ist: die ganze Menschheit ist moralisch, sozial, ästhetisch, überhaupt in jeder Hinsicht verdorben und verkommen! Ist das nicht alle Tage deutlich zu lesen? Mir grauts, wenn ich es bedenke; aber Thatfachen sprechen.

Moralisch zunächst! In dem Maße wie jetzt hat Religion und Sittlichkeit, Treu und Glauben, Nächstenliebe und Selbsterziehung noch nie gefehlt. Am schlimmsten hört sich an, wenn man Stimmen aus entgegengesetzten Lagern vernimmt. Jede Partei läßt doch wenigstens an den Andern noch ein paar gute Haare stehen; wer aber das ganze Schlachtfeld überblickt, der sieht an der Menschheit nur noch den Kahlkopf der Abscheulichkeit. „Die entsetzlichste Gottlosigkeit ist das Gepräge unsrer Zeit! Woran sie nicht mit der Nase stoßen, das glauben sie nicht! Nur Verführer und Verführte ringsum!“ Und eine andre Stimme erwidert: „Sie wollen das Rad der Zeit um ein Jahrtausend zurückdrehen! Sie haben Augen und sehen nicht! Nur Verdummer und Verdumnte außer uns!“ Wem man sich auch anschließt, Freude wird man auf keinen Fall an seinen Zeitgenossen haben. Und die allergewöhnlichste Sittlichkeit und Ehrlichkeit — die mag zur Zeit der Bärenfelle und der Feuersteinmesser geherrscht haben; der Zeit des Dampfes und der Elektrizität ist von ihr kaum die Hülse geblieben, mit der sie sich scheinheilig deckt, nicht ohne daß die nackteste Gemeinheit aus tausend Löchern hervorgrinst. Du glaubst, es werde doch immerhin für Arme und Unglückliche viel Gutes gethan? Ein Narr, wer das für Tugend hält! Um gelobt zu werden, machen sie ihre Spenden öffentlich bekannt, um materielle Vorteile durch den Schein ihrer Großherzigkeit zu erluchsen; oder sie wollen lästige Bittsteller los werden, um in Ruhe ihr Genußleben weiterzuführen; sie nehmen dem einen, was sie dem andern geben; sie wollen sich ergebne Sklaven schaffen durch Hungeralmsen; im besten Fall werfen sie gedankenlos dem Bettler ein paar Groschen in den Hut und bilden sich ein, wunder wie für die Armut zu sorgen, kennen aber die Armut nicht, deren heute gestillte Thränen doch morgen weiterfließen. Alles fortzugeben und selbst dürftig zu leben, den Mut hat keiner! Und da will man von Tugend und Mildherzigkeit sprechen? Nein, die Genußmenschen haben ihre „Herrenmoral“; sich selber nehmen sie nichts übel, aber an den andern sehen sie jeden kleinen Flecken. Der Väter

sauer erworbenes Gut in unsinniger Verschwendung durchbringen, das nennen sie „sich ausleben,“ „den Anforderungen des Standes genügen,“ „sich auf der Höhe des Daseins bewegen“; um Kleinigkeiten einander umzubringen, ist ihnen unabweisliches Erfordernis der Ehre; Schulden machen und nicht bezahlen heißt ihnen „nicht kleinlich rechnen,“ „dem Leben alle guten Seiten abgewinnen.“ Sie stehen auf dem Piedestal ererbten Standes oder Reichthums und halten sich darum für größer als die auf dem Erdboden. Ihre Kräfte wenden sie nur soweit an, als sie es durchaus nötig haben, um sich eine angenehme Stellung zu sichern, aber ja nicht dem Wohle andrer oder des Ganzen zuliebe. Sie decken sich gern mit dem Schein der Tugend oder des Anstands, aber nur mit dem Schein, und auch nur um Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Kein Herz, kein Gemüt! Nur an sich denken sie bei allem oder höchstens noch an ihre Familie; was darüber hinausgeht, ist ihnen so gleichgiltig wie dem Tiger der Kahlkopf. Genießen, gute Tage haben, Ruhe haben, das ist ihnen alles — bis endlich Alter, Tod oder der oben erwähnte allgemeine Krach über sie hereinbricht. Und die „Reichtbesitzenden“? Sind nicht um ein Haar besser. Man muß sie nur kennen, sie reden hören! Was sie selber nicht haben, das gönnen sie auch keinem andern. Auf die Genießenden schimpfen sie nur deshalb, weil sie selber nichts zu genießen haben, sonst würden sie es ganz ebenso machen wie die! Neid und Haß regiert bei ihnen überall, wo ihn nicht Stumpfsinn verdrängt hat. Ins Gesicht sind sie kriechend demütig gegen die, von denen sie etwas zu erlangen hoffen; aber kaum ist die Thüre ins Schloß gefallen, so höhnen und mäkeln sie schon in ewiger Unzufriedenheit. Arbeiten wollen sie nur, wenn sie gut bezahlt werden; trinken aber, das wollen sie immer. Feige, wo sie machtlos sind, werden sie roh, wild und grausam, wenn sie sich zu Pöbelhaufen angesammelt haben, gegen die der einzelne Verständige nichts ausrichtet. Den Schein der Tugend nehmen auch sie gern an, aber auch nur den Schein, um sich als unschuldig Verfolgte hinzustellen, aber nichts als Essen und Trinken für sich selber wollen sie; wenn dann auch andre leiden, was kümmert das sie? Der mäßig Besizende aber hat an den Fehlern beider Parteien Anteil, je nachdem er gerade übrig hat oder es ihm fehlt. Oder er ist gleichgiltig gegen alles und alle, liebt aber ganz gewiß niemanden. Ist es nicht so? Von jeder Seite her wird gegen die andre ein Ja ertönen. Die Denker aber, die die Menschheit bis auf die Knochen oder vielmehr bis auf die Atome der Zellen kennen, werden feierlich alles bejahen. Und das ist unsre Zeit, in der müssen wir leben! O wären wir doch lieber in der alten guten Mammutzeit dagewesen! oder könnten wir doch erst dann geboren werden, wenn der Himmel auf Erden praktisch durchgeführt ist — in unsrer Zeit ist's nicht auszuhalten!

Von der sozialen Verdorbenheit liegt in dem Gesagten schon einiges;

aber sie ist leider noch weit größer. Die Industriellen zum Beispiel: ja die lassen Tausende und Abertausende in maschinenmäßiger Arbeit geistig und körperlich verkommen, bis nicht viel mehr als Skelette von ihnen übrig sind; sie selbst aber, sie thun nichts, als höchstens täglich eine Stunde lang zu den Vorschlägen der Geschäftsführer Ja zu sagen; die übrige Zeit prassen sie den armen Leuten ins Angesicht, schlucken allen Vorteil guter Konjunkturen und gönnen denen, die doch in Wirklichkeit alles schaffen, nur einen Hundelohn; daneben zahlen sie nicht mehr Steuern als ein armer Schuhmacher, und wenn das Geschäft einmal schlecht geht, dann muß ihnen der Staat durch Erhöhung der Zölle oder durch großartige Aufträge aus der Kasse helfen. Ihr Dank aber ist, daß sie dem eignen Staat doppelt so hohe Preise anrechnen als dem Auslande. Darf das so bleiben, deutsches Volk? Und die Landwirte, sind die besser? Die einen schlemmen und schlagen vor lauter „Standesgemäßheit“ die allergrößten Vätererbe tot, schieben dann die Schuld auf die schlechten Zeiten und die Handelsverträge; die Arbeiter aber verlangen täglich mehr, wandern aus, wenn ihnen der Herr nicht alles zu Gefallen thut, und wollen gleiches Recht mit den Herren haben. Kann das so weitergehen? Und die sogenannten Gebildeten in den Städten? Ja, klug reden können sie, und alles wollen sie besser wissen; aber entweder sind sie ganz in ihrem Beruf versimpelt und verstehen infolge dessen von allem andern nicht die Bohne; oder sie haben ihren Beruf verfehlt, und dann werden die allergefährlichsten Menschen aus ihnen: Volksredner, Abgeordnete, Zeitungs- und Broschürenschreiber und dergleichen. Über alles reden zu können, wenn man auch kaum das versteht, wofür man sich bezahlen läßt: das ist das Ideal der „Gebildeten“ vom fin de siècle! Und Arbeiter und Handwerker, die sind von Unzufriedenheit voll, wie die Franzosen von Eitelkeit; wenn man ihnen noch so viel „soziale Reformen“ giebt, die lassen nicht vom Murren und Drohen. Ein Stand sieht immer hochmütig auf alle andern herab, hält sich für die Hauptstütze des Staats und leistet doch eigentlich von Morgen bis Abend gar nichts. Hier zu viel Kastengeist, dort zu viel Freiheit — wo soll das hinaus! Die Welt wird nicht eher besser werden, als bis — ach ja, Rezepte dafür giebt es genug; aber teils wird die Wahl gerade der Menge wegen gar zu schwer, teils, wenn einmal eins wirklich angewandt worden ist, so hat es auch nicht geholfen — was natürlich nur an der Verkommenheit der Menschheit liegt. Ein Gedanke nur ist allen sozialen Denkern und Reformern gemeinsam: von Grund aus anders muß es werden, denn so, wie es ist, ist es unerträglich! Ach wenn die Morgenröten nur nicht immer so blutig rot wären! Aber soll es denn Nacht bleiben?

Anders muß es schon darum werden, weil auch wirtschaftlich kein Mensch mehr sein Auskommen hat. Oder wer klagt nicht, daß es ihm an Geld fehle? Der Staat kann nichts schaffen, weil nicht genug Gelder bewilligt werden; die

Steuerzahler aber, von der untersten bis zur allerschwindelndsten höchsten Stufe, sind durchgehend überzeugt, daß sie zuviel bezahlen. Die einen bekommen zu wenig Gehalt, die andern können bei den jetzigen Produktenpreisen nicht bestehen, andre werden von der Konkurrenz und der geringen Kauflust zu Grunde gerichtet, noch andre müssen durch Härtherzigkeit der Herren verkümmern, wieder andre werden bürokratisch zu Tode gemäßigelt — genug hat keiner. Und von wem man es glauben sollte, dem machen Familie, „Repräsentation“ und andre so viel Not, daß er kaum weiß, ob er nicht nächstens Betteln muß. Not, nichts als Not ringsum! Und wann wirds besser werden?

Beinahe wie eine Kleinigkeit sieht dagegen die ästhetische Verrottung aus — aber wie fürchterlich ist auch die schon! Und zwar beiderseits, bei den Künstlern wie beim Publikum. „Es ist in leere Nüchternheit die ganze Welt versunken,“ klagte Geibel schon vor einer Reihe von Jahren; was würde er erst sagen, wenn er die Impressionisten, Naturalisten, Realisten und Veristen auf ihrer jetzigen Höhe erlebt hätte! Das Moderne, das einzig Wahre ist das Abscheuliche; je unnatürlicher einem ein Bild aussieht, desto gewisser ist es „genau der Natur abgelauscht“; je gräßlicher Personen, Handlungen und Katastrophen in einem Schauspiel, desto mehr, heißt es, entsprechen sie dem wirklichen Leben — behüte mich nur der Himmel davor, jemals mit diesem wirklichen Leben in Berührung zu kommen! Die Künstler aber, die „schön“ malen und „befriedigend“ dichten, die können eben nicht sehen oder wollen nicht sehen; die reden uns die Gestalten ihrer Phantasie als Wirklichkeit auf, machen künstlich zurecht, was es in Wirklichkeit gar nicht giebt, und so betrügen sie die Welt und erhalten sie in Blindheit. Verrottete und verdorbne Gesellschaft, wen man auch ansehen mag! Und das Publikum, also wir selber, darf gewiß kein Rühmens von sich machen. Was es am liebsten sieht, das sind im Theater entweder möglichst alberne Späße, ganz unwahrscheinliche Possensituationen mit recht viel neuen Witzgen oder recht frivole Musterbeispiele für eine Theorie, die alles in Schutz nimmt, nur nicht das, was für heilig gilt; oder endlich die krassesten Schilderungen verschuldeter oder unverschuldeter Verkommenheit — in der bildenden Kunst das „Sensationelle, Aktuelle, Pikante“ oder wenigstens das recht Auffallende und Prunkende. Wahrer Geschmack, wer hat den noch außer — einigen Kritikern? Jünger wahrer Kunst finden keinen Verleger, keinen Käufer, keinen Direktor, müssen hungern, solange sie es vertragen können, bis sie entweder auch sich eines Schlechtern besinnen oder — sterben; dann können sie wenigstens gewiß sein, daß bei der Ausstellung oder Ausgabe ihrer Werke nach ihrem Tode ihre Bedeutung „voll und ganz“ gewürdigt wird. Und somit können die Künstler nichts taugen, weil das Publikum nichts taugt; und das Publikum kommt immer mehr herunter, weil es nichts Gutes mehr zu sehen bekommt. Verrottet und verrotzt ist alles — das ist das Ergebnis vom Ganzen.

Und somit ist denn die betrübende Summa für uns arme Menschen in der kleinen Ecke, die das meiste vom Leben nur aus zweiter Hand zu sehen bekommen: Unheil ringsum! Ein großer Krach oder mehrere große Krache müssen kommen; und was nach ihnen von Deutschland und der gesamten Menschheit — außer der ganz unkultivirten — noch übrig bleibt, ja das kann selbst der Forscher, der es am herrlichsten weit gebracht hat, nicht mit Bestimmtheit vorherfagen; viel aber wird es nicht sein.

Wir hätten also alle Ursache dazu, zu verzweifeln, uns dem Weltschmerz zu ergeben oder mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen. Aber merkwürdigerweise thun wir das nicht. Lesen wir auch Zeitungen und moderne Bücher und haben also bald begriffen, daß kein Mensch, der etwas auf sich hält, alles gut finden dürfe, so haben wir es doch auch schon so weit gebracht — bei einigen ist es auch Naturanlage —, daß wir auch keineswegs jeden Tadel für richtig halten; wir nehmen uns sogar die große Freiheit, auch gegen Skeptiker skeptisch zu sein! Und da die gewöhnlich nur von einem Passiv von „dulden“ wissen wollen, aber nicht von einem Aktiv, so werden wir uns wohl ihren Zorn oder ihre Verachtung zuziehen; aber es giebt in der That Menschen unter uns, die lieber eine gute Anzahl Gegner haben wollen als gar keine. Und wenns schon darauf nicht ankommt, dann mögen die Gegner auch aus entgegengesetzten Lagern sein, Optimisten wie Pessimisten. Denn in der That, so wenig wie in unsrer kleinen Ecke hier alles so ist, wie es sein sollte und könnte, Menschen sowohl wie Einrichtungen, ebenso wenig wird es wohl auch in der großen Welt so sein, denken wir uns. Aber gerade so, wie wir hier an so manchen Dingen unsre helle Freude oder doch unser kleines oder großes Vergnügen haben, so meinen wir naiven Menschen, wirds im Staat und in der großen Menschheit ebenfalls noch allerlei geben, worüber man sich freuen kann, ohne für einen Dummkopf zu gelten. Verschiedne Meinungen und Parteien haben wir hier ja auch, und ich wills andern lieben Mitbürgern nicht verwehren, anderer Ansicht zu sein; aber meinen Eckenstandpunkt möchte ich doch auch schildern.

Daß das deutsche Reich überhaupt da ist — was vor nicht viel mehr als einem Menschenalter noch ein strafbares Phantasiebild war —, das ist doch nicht zu leugnen und immerhin eine nicht unerfreuliche Thatfache, wenn es auch nur dazu dienen sollte, daß man jetzt mit jedermann in der Welt deutsch reden darf. Und daß es auch kein Trug- und Scheinbild ist, wie damals, als es sein Schwert nur darum zog, um es bald nachher möglichst wenig rühmlich wieder in die Scheide zu stecken, dafür kann wohl als Beweis dienen, daß am Regierungspalast zu Straßburg „Kaiserlich deutsche Regierung“ zu lesen ist. Und so wirds denn auch mit der innerlichen Verrottung nicht gar zu arg sein. Gewiß, wenn wir hier die Parlamentsberichte lesen, so ärgern wir uns über manchen und manches; aber thun wir das hier im Städtchen nicht auch über

allertei, und ist das darum verrottet zum Auseinanderfallen? Unfre Grundbesitzer meinen auch, daß der Magistrat zu wenig Rücksicht auf sie nehme, und der Magistrat, daß man zu viel von ihm verlange; manche schelten darüber, daß zu wenig Licht gemacht werde, und manche wollen wieder das grelle Licht nicht; in den Außenteilen behaupten sie, daß die Mitte zu sehr bevorzugt werde, und die in der Mitte sagen, daß auf ihnen der Hauptverkehr der Stadt beruhe, und daß sie daher nicht hinter den Außenteilen zurückstehen dürften; den Alten wird zu viel mit neuen Einrichtungen experimentirt, und die Jungen und Eingewanderten sagen, daß man viel zu sehr alles beim Alten lasse. Und trotzdem lebt es sich hier ganz gemächlich und friedlich, leidlich billig und leidlich fortgeschritten. Freilich das Steinpflaster könnte viel besser sein, das Licht etwas öfter und heller brennen, die Lebensmittelpreise oft billiger sein, gewisse Leute oft weniger Krakehl machen; aber geht doch dahin, wo das alles besser ist, und seht dann zu, ob ihr euch nicht hierher zurückwünscht, wenn dort wieder andre Leiden drücken! Also muß doch noch manches hier gut sein; und das übrige, soweit es geändert werden kann, wird mit gutem Willen und mit der Zeit schon auch in die Reihe kommen. Was aber nicht geändert werden kann, daran muß man sich gewöhnen wie ein Kurzsichtiger an die Brille; denn alle Vorzüge zugleich kommen doch nirgends vor. Glücklicherweise giebt es ja des Unabänderlichen entschieden weniger. Und so, liebes deutsches Reich, ist's wohl auch mit dir. Du hast deine Schmerzen und deine Fehler, gewiß; aber wer hat sie nicht? Man möchte zu dir fast sagen wie ein Arzt zu einer Kranken, die ihm ein Duzend Leiden klagte: „Was für eine gute Konstitution müssen Sie haben, um so viel Leiden ertragen zu können!“ Und wenn der Wagen auch manchmal im Zickzack fährt, unser Fluß hier biegt auch bald nach Norden und bald nach Süden aus und kommt doch stets seinem Ziele näher. Mag also auch deine Lenkung zuweilen vom Wege abkommen, vorwärts kommt sie doch immer etwas, wenn auch nicht immer gleich schnell, denn alle wollen nach vorn, nicht nach hinten. Und wenns auch bisweilen einmal wackelt, wenn sie dir auch manche Steine in den Weg legen, die, die dich gern „umstürzen“ möchten, dein Bau ist fest, er hält es aus, und den Schaden haben höchstens die Steine. Darum guten Mut! Mancher böse und mancher verkehrte Mann mag wohl in deinen Grenzen weilen; aber so ganz verkehrt sind auch die Verkehrtesten nicht, daß sie nicht des Reiches Bestes wollten, und so stark die Bösen noch lange nicht, daß sie dich vernichten könnten. Ob rechts ob links der Weg besser ist, darauf kommt's ja weniger an, als darauf, daß es vorwärts geht; und das wird es, solange auf dem Wagen Friede und Mut ist. Unser Eckchen hier wird zusammenhalten, und du auch, mein Deutschland, weit über die Zeiten all dieser Kleinmütigen hinaus!

Und wie wir hier an dem Wohle des Vaterlandes nicht verzweifeln, so verzweifeln wir — oder doch die meisten von uns — auch an der Mensch-

heit nicht. Nein, keineswegs! Freilich, es giebt hier auch Menschen, mit denen man gern zu thun hat, und solche, mit denen man nichts zu thun haben mag. So haben auch wir unfre offenen und geheimen Gottesleugner, ja Geistesleugner auf der einen Seite und eine sehr große Menge „bequemer Christen“ auf einer zweiten, die sich mit jeder andern Staatsreligion ebenso gut behelfen würden. Aber auf einer dritten — wieviel echt innerlich protestantischer Geist steckt da noch in manchen Leuten, die weder Strauß noch Stöcker lieben! Muß man denn im Strudel des großen Lebens gewesen sein, um sich eine Weltanschauung zu bilden, d. h. eine Idee von Gott und dem Menschen? Nein, der Mikrokosmos ist allenthalben derselbe. Weder zu den Verdummten noch zu den Verführten wollen wir gehören. Wie sich auch dieser und jener innerlich zu einzelnen Dogmen stellen mag, Gott und Christus verehren wir lebendig, und wer das thut, braucht sich nicht Atheist nennen zu lassen. So aber steht auch weithin im Vaterland und in andern christlichen Ländern, und darum ist auch die Menschheit nicht religiös verkommen, wenn auch viele Abtrünnige unter ihr sind, die besser thäten, sich nicht mehr Christen zu nennen, aber auch viele Engherzige, die durch ihr Ungefühl das Reich Christi nicht vermehren, sondern vermindern. Nichtet nicht!

Und ob die Sitten der Menschen wirklich so grundschlecht sind, wie sie von so vielen Seiten her geschildert werden? Das weiß der Himmel: der Mensch müßte überhaupt noch nicht die Augen aufgemacht haben, dem noch keine schlechten Menschen begegnet wären, auch in der allerkleinsten Ecke. In welche Verborgenheit schicken nicht Neid und Haß, Roheit und Tücke ihre Pfeile? Aber ihr werthen Menschheitsverdummer, in welchen Winkel dringen auch die Strahlen der Menschenliebe niemals ein? Ja, ihr habt Recht, es giebt gewissenlose „Ausleber“ und neidzerfressene Proletarier in Massen, es giebt Heuchler der Tugend von den obersten Schichten der Gesellschaft bis zu den niedrigsten, aber giebt es nur solche? Und haben jene Übelthäter keine reine Stelle an ihrem Sittengewand? Kennt ihr keine reichen Leute, die mit ehrlichstem Eifer Gutes thun, Millionen zu Hilfe und Rettung? und kennt ihr keine Armen, die in Genügsamkeit das Ihre zu Rate halten, sich der Liebe der Ihrigen erfreuen und die Reichen um ihre Sorgen und mancherlei Last und Plack nicht beneiden? Und von jenen Schlemmern hat auch schon mancher einem Bettler einen Thaler oder ein Goldstück zugeworfen, ist für die Familie mannhaft eingetreten, hat Kameraden und selbst Dienern im geheimen aus der Not geholfen; jene Reibolden aber sind oft rüstige Helfer in der Not, wo es Mannesmut gilt, treue Freunde dem, der sich in schlichter, unaufdringlicher Weise um sie verdient macht. Endlich auch: ändert sich nicht mancher von diesen wie jenen später noch ganz und gar? Also nicht gleich verzweifeln und verdammen! Freilich, drüben bei euch in der großen Welt schwemmt der Strom der Zeit auch allerlei sonderbare Theorien an, die manchen verderben; ehe

sein Wasser bis in unsern Sand kommt, hat es solche Senkstoffe meist schon abgesetzt, oder sie sinken hier unter die Oberfläche und trüben das Wasser nicht. Und da glücklicherweise die Weltstädte — wenn sie es sich auch manchmal einbilden — noch keineswegs die Welt ausmachen, sondern die kleinen Ecken alle zusammen ihnen an Menschenzahl weit überlegen sind, so gehts im allgemeinen doch noch ganz leidlich mit der Menschheit. Soviel freilich ist gewiß: durch eine graue Brille kann man nur grau sehen, durch das Fensterglas der gesunden Empfindung, der ruhigen Betrachtung findet man aber nicht nur häßliche, sondern auch manche schöne Farben. Und da wir hier die Objekte viel näher vor Augen haben als die „auf der Höhe“ „mit dem weiten Blick,“ so sehen wir auch die schönen Farben recht deutlich. Zu bessern wird immer genug an uns allen bleiben, und dem, der ernst mit dieser Arbeit meint, nimmt erst der Tod das Werkzeug aus der Hand; das darf aber von rüstigem Schaffen nicht abhalten. Dagegen kann auch glücklicherweise noch vieles schlimmer dargestellt werden, als es ist. Wenn aber gewisse große Denker und Menschenkenner verkündigen, daß alles am Menschen tugendlos sei, nun so erlauben wir uns eben ganz ergebenst, so modern die auch sein mögen, dennoch anderer Meinung zu sein; für das gar zu Moderne sind wir überhaupt nicht. Und wenn auch ein bißchen Mut dazu gehört, den Worten Troß zu bieten: „Aber daran glaubt ja kein vernünftiger Mensch mehr!“, so hat doch die Geschichte oft genug gezeigt, daß die Originale der einen Periode die Vertreter des Selbstverständlichen der nächsten gewesen sind. Auch Denker können „vorbeidenken.“

„Stände“ haben wir bei uns auch (wenn auch einige freilich etwas dünn vertreten sind), und daß jeder von ihnen auf die andern herabsieht und sich selbst für den wichtigsten hält, ist nicht nur in Rom und im Mittelalter so gewesen, auch jetzt nicht nur in Berlin oder London zu finden, sondern in der kleinen Ecke ebenso. Und wie! Schlecht zu wirtschaften versteht man hier auch schon, freilich auch gut zu wirtschaften. Und trotz des Standesbewußtseins vertragen sich alle die Alleinwichtigen doch unter einander ganz gut, weil jenes Bewußtsein hauptsächlich nur in Reden zum Ausdruck kommt, die wohl ärgern, aber nicht schaden können; in Wirklichkeit aber weiß schließlich doch jeder Stand, daß er die andern nötig hat, und handelt darnach. Wer also andre anerkennt, kann sicher sein, auch anerkannt zu werden. Zu arbeiten könnte wohl der oder jener etwas mehr haben, und der und jener etwas weniger, aber keiner könnte doch die Arbeit des andern verrichten. Unzufriedne und Weltverbesserer — im kleinen freilich — habe ich das Vergnügen persönlich zu kennen, die über falsche oder nicht anerkannte Notstände, träge Beamte, eingebilddete Schulmeister, gewissenlose Gewerbtreibende alle Tage herziehen und gewiß von ihren eignen Standesrechten nichts abgeben würden. Aber wo und wann sind die nicht gewesen? Oder hat es etwa nie ein gut-

geordnetes Gemeinwesen gegeben? Da also immerhin, im kleinen wie im großen, doch noch einige Ordnung herrscht, auch kein Stand von der Mehrzahl entbehrlieh genannt wird, muß es doch wohl, wenn jeder das Seine thut, immer noch so weiter gehen. Bei euch draußen wie bei uns hier. Bessern — nur zu, besonders jeder an sich selbst. Aber reißt man ein Haus nieder, weil einige Steine verwittert sind?

Und allenthalben oder doch den meisten Menschen sollte das Geld zu befriedigendem Dasein fehlen? *Nix credo*, wie Friedrich Wilhelm I. sagte. Gar manchem, das ist gewiß; ebenso gewiß aber auch, daß mancher „Schlechtgestellte“ im Grunde ganz gut auskommen könnte, wenn er es nur selbst glauben und wollen wollte. „Das Glück giebt manchem wohl zu viel, genug keinem,“ sagte schon Martial zu einer Zeit, als es noch ganz andre Reichtümer gab als jetzt. Ja wenn nicht das „Ausleben“ wäre! Dann würde sich mancher ganz gut „einleben“ können! Aber daß das Menschenleben köstlich gewesen ist, wenn es Mühe und Arbeit gewesen ist, davon mag man besonders in großen Städten jetzt in sehr vielen Häusern nichts mehr hören, wir schon eher, weil uns viel weniger Tantalusfrüchte vor dem Munde hängen. Freude an kleinen materiellen Genüssen, Freude an tiefer Versenkung in Ideales, Freude an Liebe, Treue und Güte ringsumher — ja das sind wohl altmodische Worte! Und doch, wenn sie die Herrschaft gewinnen, wieviel von „wirtschaftlichem Elend“ verschwände da! Reichlich genug bleibt ja noch immer übrig, genug für das Streben des Einzelnen wie der Gesamtheiten, um sich durch dessen Verminderung Ruhm und Dankbarkeit zu erwerben, aber wahrlich lange nicht genug, um über ganze Klassen das Urteil fruchtloser Arbeit zu verhängen!

Ästhetisch — ja da können wir freilich aus der Praxis wenig mitsprechen. Hin und wieder bringt uns eine wandernde Theatergesellschaft ein modernes Stück; illustrierte Journale bringen farblose Nachbildungen, die Zeitungen Kritiken der Kunstwerke. Zuweilen macht sich einer auf und sieht in Berlin, was gerade ausgestellt ist und aufgeführt wird, aber daran muß er und seine Zuhörerschaft auch lange zehren! Aber zollfrei sind auch unsre Gedanken, sie können sich aus den gegebenen Anhalten Vorstellungen aufbauen und nach allgemeinen Grundsätzen über Recht und Unrecht Entscheidung suchen. Und da will mir zunächst doch scheinen, daß die Partei derer, die am Schönen, wenn es auch nach alter Weise etwas stilisirt sein sollte, weiter hängen, im Lande viel größer ist, als deren Partei, die nichts als Wahrheit wollen, wenn sie auch noch so schmutzig ist. Die Vorstellung, daß die Kunst das Gemüt erheben soll, ist uns zu fest eingewurzelt — vielleicht schon, weil in der Schule zu viel „Schönes“ gelehrt wird. Diese Partei überläßt das Studium der Wahrheit den Naturforschern und Photographen; sie für ihr Teil ergötzt sich am Schönen weiter, solange es Schönes giebt, und das stirbt ja gottlob in der Natur wie in der Kunst so bald noch nicht aus. Darum braucht man

ja doch nicht zu verkennen, daß mehr Annäherung an die Wahrheit in der Kunst ein Fortschritt ist, wenn sie unbeschadet der Schönheit geschieht. Vor dem Tyrannenwort „moderne Kunst“ fürchtet sich nur, wer sich kein Gefühl für Schönheit zutraut. Wem aber die andre Art mehr gefällt, nun, dem wirds auch gewiß nicht an Stoff zur Bewunderung fehlen; nur dulden soll er die andern, auch an ihnen Lobenswertes zugestehen. Mag doch einmal eine Zeit lang jede Partei in ihrem Atelier für ihren „Salon“ weiterschaffen, dann wäre doch vorläufig Friede! Und wenn es sich dann fügen sollte, daß der eine Salon seine letzten Besucher verlöre, dann wäre erst recht Friede. Und was für Böses über das Publikum gesagt wird, darunter mag wohl viel Wahres sein. Aber für uns hier im kleinen paßt auch da lange nicht alles, weil bei uns die „Sagd nach dem Glück“ nicht so hitzig ist und wir daher viel weniger scharfe Gewürze nötig haben, um uns wieder aufzustacheln. Die Weltstädte aber müssen eben nicht denken, daß sie die Welt wären. Und dann möchte ich auch meinen, wenn die Direktoren, besonders die gut „fundierten“, die sich nicht so sehr nach dem Geschmack auf den Logenplätzen zu richten brauchen, einmal die Furcht vor geringern „Kassenerfolgen“ beiseite setzen und recht viel wirklich Gutes böten, wovon es ja aus alter und neuer Zeit glücklicherweise noch genug giebt, und das auch wirklich gut böten, dann würde sich auch der Geschmack des Publikums bald anders zeigen. Man hat Beispiele davon. Die Herrschaften aber, die ohne mixed pickles keinen rechten Genuß haben, nun, die mögen sich ihre Genüsse selber bereiten und nicht die Kunstankstalten für sich mit Beschlag belegen. Um deretwillen ist doch die Kunst nicht da!

So sind ungefähr unsre Gedanken, wenn wir die Brille wieder abgenommen und uns von dem ersten Schrecken über den gräßlichen Zustand der Welt erholt haben. Denn wenn wir auch nicht die reiche Erfahrung und den weiten Blick der Leute da draußen haben, so finden wir doch ein paar Musterbilder vom Gange der Welt auch bei uns, und das Denken kann uns auch niemand verbieten. Weil nun unsre kleine Welt hier zwar leidlich schlecht, aber auch noch leidlich gut ist und zum Zusammenbrechen durchaus keine Miene macht, und auch jene Gedanken uns einigen Trost geben, so denken wir, wird auch wohl für Deutschland, die soziale Ordnung und die Menschheit immer noch einige Hoffnung sein. Dort gehen zwar die Fehler mehr ins Große als bei uns, aber auch die erhaltenden Triebe, Mächte und Eigenschaften haben unvergleichlich größere Ausdehnung und Gewalt, als es mancher Wort haben will, und in Wirkung werden sie schon treten. Darum ist mir um die Götterdämmerung zu meinen Lebzeiten nicht bange, und wer auf den großen Krach und den Sieg der Dämonen seine Rechnung setzt, der hat sie eben ohne die Wesen des Lichts gemacht und muß, wenn er den Krach erleben will, sich auf ein ganz übermäßig hohes Alter gefaßt machen, das ich ihm übrigens gern und von Herzen wünsche.